

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

25.2.1934 (No. 8)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 8



25. Februar 1934

## Friedrich Singer / Requiem zum Helden Sonntag

Fast zwanzig Jahre sind's — und doch war es erst gestern,  
daß er von seinen Brüdern, Schwestern,  
von seiner Mutter Abschied nahm,  
ins Feld zog — und nicht wiederkam . . .  
Und wie dann nach vier ahnungsdumpfen Wochen  
die Botschaft ausblieb, die so heiß ersehnte,  
wie Stund' um Stunde, Tag um Tag sich dehnte  
und Nächte kamen, hoffnungslos zerfressen,  
da aus der Tiefe schwarzer Finsternis  
ein Schrei sich löste, wie ihn nur die Qual  
der Mutter kennt, wenn halb noch ungewiß,  
doch drohend schon und schreckhaft ungemessen  
das blinde Schicksal nach dem Herzen greift . . .  
O Nächte ihr im Tränenal:  
da nur aus abgezählten Zweifeln  
die Hoffnung in den Morgen reißt  
und — statt den Trost in wunde Brust zu träufeln —  
das Herz noch blutender zur Folter schleift:  
Hier stand es schwarz auf weiß,  
ein eisern unumstößlicher Beweis:  
Er ist nicht mehr, ihr seht ihn nimmer lebend!  
Trotzdem — an einem Strohalm klebend —  
verkrampfte sich die Hoffnung noch einmal:  
Warum just diesen aus der ganzen Zahl?  
Aus Tausenden, Millionen, die nach Westen  
ins Brandrot schritten, warum nur die Besten?  
Sie schreiben's — aber was bedeutet Schrift,  
wenn es das Herzblut einer Mutter schreit:  
Es ist unmöglich! Denn in Ewigkeit  
gibt's nicht die Kugel, die ihn trifft! . . .  
Und wie dann dennoch nach Verzweiflungsnöten  
das Unerbittliche zu glauben war,  
denn immer riesiger schwoll an die Schar

der Toten, und man kannte jetzt das Töten . . .  
Man wurde hart, und immer starrer sah  
man in das Graufige, das rings geschah . . .  
Und wie man schließlich still und stolz bewegt  
begann, mit andern Helden ihn zu nennen —  
auch anderer Mütter Schmerz verlor sein zuckend' Brennen —  
Das alles steht untilgbar eingepreßt  
in unsern Herzen und in unsern Hirnen . . .  
Ja, Bruder, heut am Helden Sonntag schlägt  
die wehe Stunde wieder, da die Stirnen  
der Deinigen sich in Erinnerung  
für eine Weile senken . . . Du warst jung,  
als das Geschloß aus Feindeshand  
den Tod dir schickte für dein Vaterland . . .  
Unsterblich, als ein Jüngling, der nicht altern  
noch welken kann, begleitest du die Deinen;  
du bist um uns, was brauchen wir zu weinen?  
Du bist der Heros, der uns fromm vereinigt  
zu einer schenen Andacht ohne Heucheln,  
vor deinem lichten Bild erstickt das Schmeicheln . . .  
Du bist auch das Gewissen, das uns peinigt,  
weil wir oft fühlen, wie du uns durchschaust  
und ganz erkennst uns Stümper oft im Handeln,  
zwar gut an Willen — aber oh: wie wandeln  
sich Wunsch und Wille, wenn das Blut erbraust! . . .  
Drum blickst du nicht empört auf unsre Schwächen —  
wie kannst du denen zürnen, die dich lieben?  
Wir Menschen haben's immer so getrieben,  
und so sind alle, eh' die Augen brechen . . .  
Doch, toter Bruder, wenn auf unsrer Fahrt  
wir immer wieder von den falschen Spielen  
uns wenden zu den ewigeren Zielen:  
Du bleibst der Spiegel unsrer besten Art.

## O. Heilig / Neues zur badischen Volks- und Heimatkunde

Badisches Wörterbuch. Herausgegeben mit Unterstützung des Bad. Ministeriums des Kultus und Unterrichts. Vorbereitet von Friedr. Kluge, Alfred Göhe, Ludwig Sütterlin, Friedrich Wilhelm, Ernst Döhs. Bearbeitet von letzterem. (Lieferung 5. Verlag von Moritz Schauenburg K.G., Lahr.)

Diese vor einiger Zeit erschienene 5. Lieferung des Werkes reicht von Brens (Brantwein) bis Däfel. Von nur fränkischen Wörtern werden u. a. besprochen: brenzen (nach Brand schmecken), brihbreit (so breit als möglich), Brosfeller (Art Erdbeere), Brotreithe (Gestell zum Aufbewahren des Brotlaibs), Bruchreitell (Bengel zum Umwenden), Brummesele (Hummel), Bubebruste (die obere Seite am Brotlaib), buckelkreiz trage (ein Kind auf dem Rücken tragen), Bürgerbiff (Notrus), Butterdösch (Schmelzsaß der Butter). Von nur alemannischen: Bühnegadem (Speicherfammer), Brejeler (Nörgler), Brettschels (überzweig), briegge, brieggele (weinen), biesche (rauschen vom fernen Gewitter), brockie (schelten), brogle

(prahlen), bröge (hänfeln), Brüll (Schreier), brünne (am Brunnen schwenken), Bschisel (Schnupfen), Buchholber (wilder Kerl), Bülsli (trockener Husten), büren (das Netz heraufheben), buschelen (wiehern), Buschummel (Hummel), Büselöhri (Pflanze Kakenpfötchen), butelen (ein kleines Kind schaukeln), Busbegänkeler und Busiböt (Vogelscheuche). Als rot-welsche Wörter stellen sich u. a. vor: bukten (schwachen), Prinzschein (Feiertag), Bumbaijes (Bienenkorb), bumserig (süß), bunkfisch (schwanger), Buse (Kartoffel), Buska (Gewehr), Buttscher (Flasche), Buttlak (Sunger). Bei bekannteren Dialektworten ist die nach Landschaften, oft auch schon nach Orten wechselnde Lautgestalt genau gekennzeichnet. Dafür als Beispiel die mundartlichen Entsprechungen für nhd. „Brombeere“. Es begegnen u. a. Brumbeeri bei Lörrach, Brumber im Kinzigtal, Bruuber bei Meersburg, Brauberi in Singen a. S., Braumbear und Brobeer bei Raftatt, Broobamb in Zaisenhäusen, Brumbele am Kaiserstuhl, Bromade in Marlen, Bromelder im Taubergrund, Blumber bei Lahr, Pruber im

Murgtal, Plumber bei Bühl, Broß in Ruckheim, Brampfel in Pledolsheim, Grusel in Graben, Drumbelba in Eppingen. Das vorliegende Heft bietet außer Sprachlichem eine Fülle von Kulturgeschichtlichem, Geschichtlichem und Volkskundlichem.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Ministerialrat Prof. Dr. Eugen Fehrle (1933, Heft 1. Bühl (Baden), Verlag der Konfordia).

Mit diesem aus äußeren Gründen verspätet erschienenen Heft tritt die Zeitschrift in ihren 7. Jahrgang. Wir umreißen im folgenden nur diejenigen Aufsätze des Heftes, deren Verfasser badische Gelehrte sind. In einem einleitenden Artikel „Die Volkskunde im neuen Deutschland“ bespricht der Herausgeber im einzelnen die Pflichten, die der jungen Wissenschaft warten. Nachdem die volkstundliche Erkenntnis von der Hochwertigkeit des bodenverbundenen Bauernturns als Quelle förperlicher und geistiger Volkskraft Staatserkennnis geworden ist, gilt es besonders die Volksseele zu erschließen und einschlägige Stoffe zu sammeln, sie wissenschaftlich zu bearbeiten, die gewonnenen Erkenntnisse lebendig zu gestalten und das Volkstum im Sinne des nationalen Staates zu pflegen. In unsern Hochschulen müssen Lehrstühle oder doch Lehraufträge für Volkskunde bestehen. Volkskunde muß Unterrichtsgrundlage für die einzelnen Fächer in unseren Schulen werden, namentlich in Deutschkunde, Geschichte und Erdkunde. Wissenschaftliche und heimatkundliche Vereine müssen eng zusammenarbeiten. In einem weiteren Artikel „Bäuerlicher Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit“ stellt Fehrle fest, daß die Bauernkultur aller Zeiten in großem Ausmaße erst geordnetes zweckmäßiges Denken und bis ins einzelne gehende Ordnung geschaffen hat. Aus ordnungsmäßigem Zusammenarbeiten entwickelte sich der Sinn für Gerechtigkeit, die sich beim Bauern bis zur Halsstarrigkeit steigern kann. Der Sinn für Ordnung und Zweckmäßigkeit führt in der Folge oft zu starker Nüchternheit, die alles Unzweckmäßige als minderwertig ansieht, aber nicht ausschließt, daß der Bauer — ohne sentimentalisch oder gar romantisch zu sein — große Gemütsstärke besitzt. Diese und die damit verbundene Frömmigkeit sind bedingt durch die innige Verbundenheit des Bauern mit der Natur. Alles in allem ergibt sich eine einheitliche Kultur und ein geschlossenes Bild einer gesunden Lebensanschauung beim Bauernvolk, im Gegensatz oft zur wirren Zerissenheit städtischen Wesens. Der Verfasser würzt seine Darstellung mit anschaulichen, dem täglichen Leben entnommenen Beispielen.

Hermann Gropengießer (Mannheim) beschreibt einen Feudenheimer Holzpflug, der etwa 100 Jahre alt ist und sich in der Sammlung des Mannheimer Schlossmuseums befindet. Besagtem Gerät kommt eine erhöhte Bedeutung durch ein gewölbtes Streichbrett zu, das in Deutschland zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch eine Seltenheit war. Die Urheimat des gewölbten Brettes, das von Belgien ausgegangen ist, liegt im fernen Ostasien. Die Herübernahme aus Asien fällt in eine Zeit, die als der Höhepunkt der Begeisterung für die chinesische Kultur anzusehen ist, etwa nach dem Tode Ludwigs XIV., als Voltaire und Leibnitz für jene Kultur schwärmten und Ludwig XV. nach dem Vorbild chinesischer Kaiser sogar selbst den Pflug führte.

Ernst Fehrle (Karlsruhe) steuert eine belangreiche Skizze über „Volkskunst“ bei. Da das Kunstempfinden und Gestalten des erdverwachsenen, auf niederer Stufe stehenden Volkes dem Empfinden und Schaffen des Kindes nahesteht, unternimmt der Verfasser den Versuch, an einzelnen bildlichen Darstellungen Karlsruher Kinder gemeinsame Merkmale der Volkskunst aufzuzeigen. Beiden, der Volkskunst wie der Kinderdarstellung, eignet u. a. der Mangel an bloß logisch-ursächlicher Verknüpfung, dagegen ist vorhanden: komplexes Denken (Tatsache des Einzelerlebnisses). Ferner meiden beide abgezogene (abstrakte) Begriffe; sie arbeiten nur konkret. Seelisches wird bei beiden nur körperlich wiedergegeben. Eine

Gesamtschau kann in Nebeneinander und in Einzelwirklichkeiten zerlegt werden. Gewöhnlich berücksichtigen Volkskünstler und Kinder nur das für sie belangreiche. Manches Unwesentliche wird Hauptsache. Andererseits wird Wichtiges nebensächlich behandelt, verkleinert. Die erwähnten Merkmale gelten im großen und ganzen auch für volkstümliche Dichtung, fürs echte Volkslied, fürs Märchen usw.

Richard Hünerkopf (Heidelberg) handelt über die Nebenart „Die Jungfer küssen“ (d. i. einen Verbrecher durch eine Falltür verschwinden lassen). Während die Volksmeinung vielfach einen innern Mechanismus eines Kastens (in Form eines Weibes) annahm, der den Verurteilten umarmte und küßte, mit Dolchspitzen zusammenpreßte und dann den Toten durch eine Falltür hinabstürzte, handelt es sich in Wirklichkeit um eine ungefährliche Einklammerungsmaschine, die den zu ewigem Gefängnis Verurteilten in das Burgverließ hinabführte, dann unten die Arme öffnete, das Opfer löste, um dann wieder leer emporzusteigen. Auf derlei Verließtürme selbst übertrug dann der Volksmund die Benennung „Jungfernküß“. So hieß z. B. einer der 6 Türme von Salzburg, einer in Garz a. d. D. Erst das in Frage stehende Wortbild führte später dazu, daß Künstler sogen. „eiserne Jungfrauen“ schufen, so eine in Nürnberg, Königstein bei Frankfurt, in Mainz und anderwärts.

Mit (badischen) „Flurnamen und Volkskunde“ befaßt sich D. A. Müller (Bühl). Die Beschäftigung mit Flurnamen fördert unsere Kenntnis von Volkskunde, weil sie auf den verschiedenen Gebieten derselben zur Klärung wichtiger Fragen beitragen. Umgekehrt wird auch die Flurnamenforschung von einer Verbindung mit anderen Teilgebieten der Volkskunde Nutzen ziehen. So werden z. B. Sprachgeschichte und Mundartenforschung durch Belege aus Flurnamensammlungen bereichert (vgl. Brombach aus Brunnbad, mundartl. Heini aus Sägenich). Auch der Volkscharakter läßt sich aus Flurnamen erkennen. Daß z. B. der Bauer zäh am Alten festhält, zeigt das Fortschleppen von Wörtern, deren Sinn jetzt nicht mehr verstanden wird (vgl. Schweigmatte zu altd. sveiga, Viehhof). Wechsel der Kulturart und sonstige Veränderungen überdauert oft der Name (vgl. Hofader für einen verschwindenden Hof). Die gute Beobachtungsgabe des Landmannes kennzeichnen u. a. Namen wie Himmelreich für ein idyllisches Plätzchen; die Verbundenheit zwischen Bauer und bebautem Boden bekunden Namen wie „die Schreibrinne“, d. i. Grundstück eines Besitzers namens Schreiber, wobei Wiese oder Matte hinzuandenken ist. Viele Namen bergen Humor, Spott und Wit (vgl. Hofenschenkel, Kochlöffel, der böß' Due u. a.). Die mit Hund- und Kake — zusammengelegten kennzeichnen minderwertiges Gelände. Die Fantasie des Bauern schafft viele Umdeutungen, so Waldäcker für Walchenäcker zu Wald, welsch, Trottenberg für Totenberg u. a.

Ein in der v. Portheim-Stiftung in Heidelberg befindlicher Sattelaufsatz, der einen Delphin darstellt, wird von F. Herrmann (Heidelberg) als Amulett gedeutet, das dem Besitzer des Tieres Glück bringen und zugleich das Tier gegen feindliche Mächte, namentlich gegen den bösen Blick schützen soll. Der Sattelaufsatz stammt aus der Gegend von Neapel.

Eberhard Freiherr v. Künzberg (Heidelberg) schreibt über „Rechtliche Volkskunde“. An vielen Punkten berührt sich die Erforschung des Rechts und die des Volkstums. Oft deckt sich die Erforschung beider. Sowohl beim Sammeln, Erforschen und bei der Pflege des Volkstums spielt Rechtliches eine Rolle. So sind z. B. die Weistümer voller Volkstümlichkeit, die Rechtstexte voller Poesie. Auch ungeschriebene Gewohnheiten des Marktes, des Gesinderechts, Rechtsdenkmäler und — Altertümer, Rechtsgegenstände liefern volkstündlichen Stoff. Bei der Erforschung und Deutung des letzteren wird die Rechtsgeschichte vor allem große Dienste leisten. Oft kann ein Volksbrauch zu einem Rechtsbrauch werden. Auch für den praktischen Juristen sind volkstündliche Kenntnisse unerlässlich.

## Emil Feiler / Eisenerzeugung im Schwarzwald vor 2600 Jahren

Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Schwarzwald für die Vor- und Frühgeschichte als ein unwegsames, ja un-durchdringliches Gebiet angesehen wurde, von seiner Eignung als Siedlungsland ganz zu schweigen. Höchstens den Römern wollte man mit gewissen Einschränkungen das Betreten des Waldgebirges zugestehen und hat darum auch wohlgefällig den Ortsnamen Pforzheim vom lateinischen porta = Pforte, Tür abgeleitet und Pforzheim gern die Goldstadt an der Pforte des Schwarzwaldes genannt.

Verschiedene Funde der Jungsteinzeit zwischen Enz und Nagold, die Feststellung des Ruderbergs zwischen Calw und Kenzheim als Fliehburg der Hallstattzeit und anderes mehr lassen es jedoch als wahrscheinlich, wenn nicht als sicher erscheinen, daß die Stämme der Vorgeschichte bei ihren Wanderungen den Schwarzwald nicht umgangen haben. Sie haben außer dem Aniebtspah wohl auch eine Querverbindung zwi-

schen dem Rhein- und Neckartal benützt, welche von Ettlingen über Langensteinbach, die Hochmühle an der Pfinz, Ottenhausen, Arnbach, Neuenbürg, Waldbrennach zum Nagoldtale hinüberführte und von da zum Neckar und zur Donau.

Seit mehreren Jahrzehnten schon war der Neuenbürg Schloßberg, der durch die hufeisenförmige Schlinge der Enz zum Schulbeispiel einer vorgeschichtlichen Fliehburg gestaltet worden ist, als Träger eines Ringwallbes verdächtig, wenn auch die Landesbeschreibung von 1905 ein Fragezeichen dahinter-gesetzt hat. Dagegen meldet sie als vereinzelt Fund bei Neuenbürg einen Armring der La-Tène-Zeit. Durch ein scheinbar unglückliches Geschehnis kam die volle Bestätigung dieser Annahme einer Fliehburg an den Tag.

Auf halbem Hang des Berges an der Westseite hat der Verfasser in seinem Garten einen behelfsmäßigen Bienenstand über einer hohen Stühmauer errichtet. In der Nacht auf

Palmsonntag 1929 fiel die Stützmauer samt dem Bienenstand zusammen, und der Imker mußte nun weiter oben ein Bienenhaus erstellen. Wie er an dem steilen Hang die Baugrube aushub, stieß er in dem roten Buntsandsteinboden auf alte Kulturschichten, auf Scherben irdenen Geschirrs und gleich in den ersten Tagen auch auf einen hohlen Bronzering mit Stiftenverschluß, 5,2 Zentimeter, im Licht und an den Enden graviert.

Auf einer Vorlage von kleineren Steinen fand er dann drei in derselben Richtung aufeinanderliegende eiserne Sensen und dicht dabei zwei Meißel aus dem nämlichen Metall. Bei der einen Sense ist Stiel und Blatt scharf abgewinkelt. Das Blatt ist 25 Zentimeter, der Stiel 10 Zentimeter lang. Die beiden andern sind 35,5 und 27,5 Zentimeter lang, und Stiel und Blatt gehen allmählich ineinander über. Von den beiden eisernen Meißeln mit Tülle ist der Flachmeißel 14,3 Zentimeter, der Hohlmeißel noch 11,5 Zentimeter lang.

Aus den Scherben ließen sich drei Borratsgefäße mit Fingerringen, 23 bis 25 Zentimeter hoch und ebensoviel im größten Durchmesser messend, ergänzen. Desgleichen eine ledergelbe Schale mit eingezogenem Hals und 19 Zentimeter Durchmesser am Mundsaum, während eine Anzahl anderer Gefäße nicht ergänzbar war. Eine Eisenfibel, durch Kost ziemlich unförmig geworden, weist wohl nach der Mittel-La-Tène-Zeit, während der hohle Bronzering aus der Früh-La-Tènezeit stammen dürfte.

Einige Meter von der Fundstelle dieses Ringes entfernt lagen auch große Eisenschladen, vermengt mit charakteristischen Scherben bester Keramik der Früh-La-Tène-Zeit. An dem Fels spalt dicht dabei, welcher von den Kelten sorgfältig mit Steinplatten und Steinkeilen verschlossen worden war, befanden sich Steinbollen mit Brauneisenstein und Schwespat. Man kann also wohl annehmen, daß ein Schmied hier seine Arbeitsstätte gehabt hat.

Weil am Südbende des Gartens auch eine Mauer am einfallen war, wurde sie im Herbst 1929 abgetragen, und zur großen Ueberraschung offenbarte sich an ihrem Fuß, über 2 Meter tief, eine farbenreiche Schicht von Flechtwerkwandbewurf, worin außer viel Scherben auch ein Steinbeil der Jungsteinzeit nordischen Typs war. Die Keramik spricht jedoch für die Kelten, wenn auch zwei kleine graue Nöpfe einen wesentlich älteren Eindruck machen. In diesem Aufschluß waren auch einige irderne Spinnwirtel von keltischer Form, und zwar in einer zweiten, höherliegenden Kulturschicht, welche mit einem Zwischenraum von Geröll über der untersten Schicht von Flechtwerkwandbewurf und Nischenstellen festgestellt wurden. Es konnte daraus eine steinerne Herdstelle von elliptischer Form herausgenommen werden.

Im Sommer 1929 wurde die Wasserleitung nach dem neuen Schloß auf dem Schloßberg, in welchem sich das Finanz- und Forstamt befindet, tiefer gelegt, und vom Münster her, wo der Sattel des Berges ist, ein tiefer Graben ausgehoben und zum Teil aus dem gewachsenen Felsen ausgepregnet. Hierbei fanden sich angeblich im Schloßgraben zwei bronzene Armringe, von welchen einer geborgen werden konnte. Er ist fast geschlossen, 7 Zentimeter weit, glatt, und zeigt nur an den stumpfen

Enden einfache Riefung. Wie auch einige bei der Grabung entdeckten Scherben ist er hallstattzeitlich. Sicher als keltisch anzusprechen ist dagegen der Rest eines Topfes mit verengter Mündung und derjenige einer Flasche.

Die Anlage einer Siedlung und eines zeitweise stark bevölkerten Oppidums der Eisenzeit auf dem von der Natur geradezu zum Muster einer Fliehburg geschaffenen Neuenbürger Schloßberg war wohl auch bedingt durch das Erzvorkommen im Gangebiet von Neuenbürg und Pforzheim. Bis jetzt war bei Pforzheim die älteste bergbauliche Tätigkeit den Römern zugeschrieben worden. Bei Ausgrabungen im Jahr 1883 im Walddistrikt Kirchenader beim Seehaus unweit Pforzheim wurde nämlich eine römische Eisenschmelze entdeckt, in welcher Häufen von Glasöpfen gefunden wurden, „die teils noch frisch teils angeschmolzen, teils verschlact und mit römischen Siegeln bedeckt waren“. (Vgl. Köhler, Das Gangebiet von Neuenbürg und Pforzheim in Hengleins Erz- und Minerallagerstätten des Schwarzwalds.)

Das Erz wurde im Tagbau aus Schürfsgräben oder Pingen gewonnen, die man früher irrtümlich als Befestigungswerke der Burg Liebeneck im Würmtal nicht weit von der obengenannten römischen Eisenschmelze ansah.

Obgleich nur einige hundert Meter vom Neuenbürger Schloßberg entfernt auf der Ziegelhütte wahrscheinlich ein Römerweg von Baden-Baden nach Pforzheim vorbeiführte und obgleich sich auch die eingangs erwähnte uralte Querverbindung vom Rhein ins Neckartal am Sattel des Schloßbergs emporzog, so ist bis heute kaum eine römische Spur auf ihm zutage getreten. Auch vom Suebischen oder Alemannisch-Fränkischen hat sich bis heute noch nichts gezeigt.

Von der Ausbeutung des Gangebiets dicht bei Neuenbürg weiß man erst Genaueres vom Anfang des 18. Jahrhunderts an. Erst 1720 wurde im Schnaitzeich der unterirdische Bergbau auf Eisen eröffnet. Als der kluge und unternehmende Neuenbürger Bürgermeister Johann Christoph Friedrich Videll mit dem Herrenalber Klosterschaffner Bencifer zusammen das Pforzheimer markgräfliche Hammerwerk kaufte und zum Blühen brachte, wurden auch die Erzgruben ergiebig und weiter ausgebaut, bis sie nach mannigfachen Wechselfällen um das Jahr 1865 als nicht mehr abbaubar aufgegeben wurden. Rund 2600 Jahre lang hatten sie Erze geliefert, die sich auf Stahl verarbeiten ließen und die seit 1804 auch dazu verwandt wurden.

Der Neuenbürger Schloßberg ist für die Erforschung der Hallstatt- und La-Tène-Zeit darum von so überragender Wichtigkeit, weil diese Kulturen verhältnismäßig rein und unberührt von späteren Einflüssen in seinem Schoß ruhen. Wenn auch wegen der Steilheit des Geländes, wegen der Mauern und Bäume die Schwierigkeiten groß sind, so wird nach dem guten Anfang sich noch mancher schöne Fund herausstellen. Die Bodenerkundung aus dem Pflanzen- und Tierreich werden mit den Resten von Nahrungsmitteln einen interessanten Einblick in das Tun und Treiben vorgeschichtlicher Menschen gewähren und der wissenschaftlichen Forschung Stütze und Antrieb geben.

## Anne Fath-Kaiser / Eine deutsche Mutter kämpft um ihren Sohn

III.

Iselotte legte die Schaumitzge mit dem Lockenumwallten Haupte des vierzehnten Ludwig, die sie eben betrachtet hatte, mit plötzlich vor Erregung steif und leblos gewordener Hand in den Kasten zurück und wandte sich dem eintretenden Herzog zu. So wenig innere Gemeinschaft zwischen den Gatten bestand, so hartnäckig beobachtete Orleans die Vorschriften des gemeinsamen Hoflebens, betonte nach außen hin die Einigkeit. Darum bestand er auf die gemeinsamen Spazierfahrten. So freudlos Iselotte inmitten des Hofes stand, so wohl gelitten war sie beim gemeinen Volke, das mit gesundem Instinkt die Gesunde an dem faulen Hofe herausgefunden hatte und unter seinen Schutz nahm. Diese Vorliebe der Pariser war am Hofe wohl bekannt, war ein weiterer Grund, Iselotte zu verfolgen, mißgünstig zu umstellen, jedoch, es mußte ihr Rechnung getragen werden: das Volk wollte seinen Liebling sehen, wollte das Bild einer glücklichen herzoglichen Ehe sehen.

Es stand deutlich auf dem gelben, mißmutigen Gesicht des Herzogs, daß er sich kein großes Vergnügen daraus machte, sich an der Seite Iselottes zu zeigen. Seine kleinen, schwarzen Augen prüften mit unbarmherziger Kritik Iselottes immer mehr an Fülle gewinnende Gestalt, ihre ein wenig sorglose Kleidung, ihr Gesicht, das durch keine Bemalung über seine Jahre und die schweren Erlebnisse hinwegtäuschte, und sein wütischer, um alle Laster wissender Mund verzog sich. Aber auch das Antlitz der Herzogin, über das zuerst eine Wolke des Unbehagens gezogen war, härtete sich sichtlich unter dem höhnischen Auge des Gatten. Sie hielt ihm stand, sie prüfte den Geuer, den zartlieblichen, schwächlichen, verlegt aussehenden Mann mit dem von schwarzen Haaren umrahmten faltigen Gesicht und fand keinen ehrlichen Feind in ihm.

Sie wies einladend auf einen Sessel. „Ich bitte Monsieur, mir einen Augenblick Gehör zu schenken. Man hat mir eine völlig ungläubliche Mär zugetragen, daß Monsieur seinen Oberstallmeister zum Hofmeister unseres Sohnes zu machen gedenkt. Es ist nun doch in ganz Frankreich bekannt, daß D'Essiat der ausschweifendste Mensch der Welt ist, und was müßte man wohl davon halten, wenn ein Duc de Chartres gerade in der Dohut eines solchen Menschen sein Leben beginnen sollte? Ich kann nicht glauben, daß Monsieur einen derartigen Gedanken ernstlich erwogen haben können, doch wenn man versucht hätte, Ihnen diesen Plan anzutragen, so bitte ich, unserem Sohn einen anderen, würdigeren Hofmeister auszuwählen.“

Iselotte hatte beherrscht, ruhig gesprochen, nur die fliegende Farbe auf ihrem Gesichte zeigte den Zwang an, den sie sich auferlegte, den hohen Grad ihrer inneren Erregung. Aber auch Monsieur fühlte sich unangenehm berührt und beunruhigt. Er war so wenig mehr gewohnt, von seiner Gattin mit Vorstellungen und Bitten angegangen zu werden, er war so wenig gewohnt, anderem, stärkerem Willen standzuhalten, daß es ihm hier, wo sein immerhin ungetrübter Verstand sehr wohl die Berechtigung der Vorstellungen Iselottes anerkennen mußte, sehr schwer wurde, sich mit leidlichem Anstand dem Dickicht zu entwinden. Er versuchte es mit wegwerfender Ueberlegenheit. „Das sind alte Geschichten, die jahrelang zurückliegen. Junge Menschen sind gemeinhin keine Tugendhelden. D'Essiat ist seitdem ein anderer geworden, der solche Laster längst abgelegt hat.“

Iselotte zog in betontem Erstaunen die Augenbrauen hoch. „Ich weiß mich noch genau zu erinnern, es ist noch nicht lange her, daß ein junger, hübscher Deutscher mich um Entschuldigung

hat, weil er nicht sooft als er wohl mochte, zu Hofe käme. Doch D'Essiat plage ihn, wo er ihn nur sehe, allzusehr mit seinen Nachstellungen. Das klingt nicht sehr nach Besserung und Tugend."

Der Herzog zuckte die Schulter, wandte den Kopf unmutig zur Seite: „Davon habe ich nichts gehört. Es wird Verleumdung sein.“

Liselotte verhielt eine scharfe Antwort und sagte ruhig: „Geseht also, daß der Mensch etliche Jahre ohne diese Laster gewesen wäre, so glaube ich nicht, daß wir ihm gerade unseren Sohn zur Probe seiner Tugend überlassen müssen“ . . . Ihre ungeheure innere Erregung drang allmählich trotz der gewaltigen Selbstbeherrschung durch ihre Worte, sie folgten einander schneller, erhiteter, ruckweise. „Im Lande ist nichts von der Befehung des Marquis bekannt. Machen Sie ihn zum Hofmeister Ihres Sohnes, Monsieur, so wird es diesem eine sehr schlechte Reputation geben. Jedermann muß annehmen, daß er ein verdorbener und verlorener Mensch sei, da ihm ein solcher Kerl zur Gesellschaft und zum Lehrmeister gegeben wurde. Ich glaube nicht, daß sich Monsieur solches für den Duc de Chartres wünschen können.“

Ihr Gesicht flammte dunkelrot; trotzdem sie sich vorgenommen hatte, kalt und gelassen nur die Geistesart des Herzogs zu bedenken, sich selbst ganz aus dem Spiele zu lassen, die Verleumdungen, die man ihr angetan, zu vergessen, nur für den Sohn zu kämpfen, so trug nun doch ihre Empörung wie ihre Angst vor der möglichen Zukunft die Oberhand davon. In immer heftigeren Ausbruch erinnerte sie den Herzog an alle Schmähungen und Kränkungen, die ihr durch diesen Menschen gekommen, seitdem der Hemmungslose eine ihrer Kammerfrauen verführt und, um seine Mätresse dem strafenden Zugriff der Herzogin zu entziehen, diese selbst des Ehebruchs bezichtigt und sie mit den abgefeimtesten Verleumdungen aus der Zuneigung und dem Vertrauen ihres Gemahls vertrieben hatte. Damals war durch die Hilfe des Königs das Komplott aufgedeckt und Liselotte gerechtfertigt worden. Sie wies mit gestrecktem Finger vor sich auf den Boden. „Erinnern Monsieur sich nicht, wie ich den Kerl hier vor seinen Augen alles überwies, was er auf mich gelogen? Wie er mich hier, in Monsieur's Gegenwart um Verzeihung gebeten? Und für all das, was dieser Mensch mir angetan, soll er nun meinen einzigen Sohn als Belohnung erhalten? Wessen muß ich mich dann in Zukunft von ihm vorsehen? Wird er nicht auch meinen Sohn mit allen Lügen und Verleumdungen füttern, wie er mir schon das Herz meines Gatten entfremdet hat?“ . . . Sie mußte innehalten, die Tränen der bittersten Herzensangst standen in ihren Augen, unterwühlten ihr die Stimme. Aber sie raffte sich auf und schloß mit schwerem, wüchtigem Ernst: „Monsieur sind Herr und Meister und können ihren Sohn in welche Hände als sie wollen. Aber nie im Leben werde ich meine Zustimmung geben, daß D'Essiat Hofmeister wird. Ernennen Sie ihn/trotzdem, so darf man es mir nicht für übel nehmen, wenn ich mich vor aller Welt entschuldige und laut und klar zu erkennen gebe, daß es gegen meinen Willen geschehen.“

Sie schwieg erschöpft, zitternd, biß aber die Zähne zusammen in lester Entschlossenheit.

Der Herzog hatte sich währenddem anscheinend gleichgültig und gleichmütig mit dem Betrachten der Münzen beschäftigt, aber die Nervosität seiner zuckenden Gesichtszüge, seiner unruhig spielenden Hände verrieten sein Unbehagen. Nun versuchte er die unbequeme Verantwortung von sich abzuwälzen. „Madame de Maintenon hat sich sehr um diesen Plan angenommen, ihn durchaus gebilligt und auch die Einwilligung des Königs gewonnen.“

Einen Augenblick lang war Liselotte verblüfft und vor Zorn sprachlos, wie immer, wenn ihr der Name der gehabten Feindin erschreckend entgegentrat; aber sie faßte sich rasch, ihr heller, tatkräftiger Geist erkannte alsbald die günstige Angriffsstelle. Mit niedergeschlagener Miene klagte sie: „Das ist ein sehr schlechtes Zeichen für Monsieur und seinen Sohn. Wenn der König dieser Wahl wirklich zustimmt, muß man mit Sicherheit annehmen, daß er gar nichts mehr von unserem Sohn hält. Da nämlich die Laster des Oberstallmeisters dem König sehr wohl bekannt sind, er selbst oft mit mir darüber gesprochen hat.“ Sie hielt inne, um ihre Worte besser eindringen zu lassen und fuhr dann fort. „Was aber Madame de Maintenon's Zustimmung betrifft, so sollte Monsieur sie in diesem Stück für suspekt halten. Monsieur weiß doch, wie sehr Madame de Maintenon den Duc du Maine liebt, als ob er ihr eigen Kind wäre. Sie muß wohl wünschen, daß er unseren Sohn an Tugenden und ausgezeichneten Eigenschaften übertriffe, darum kann es ihr nur recht sein, wenn der Duc de Chartres den Marquis zum Lehrmeister erhält. Was er zu lehren hat, ist männlich bekannt. Damit ist ihr die volle Sicherheit gegeben, daß unser Sohn nicht mehr als Rivale ihres Pflegsings in Frage kommt.“

Mit diesem Schachzug, mit dem sie die immer wache Rivalität unter den Angehörigen des königlichen Hauses in Verrechnung zog, hatte Liselotte den Herzog tatsächlich für den Augenblick bedenklich und unschlüssig gemacht. D'Essiat und seine Kumpanei spürten sofort die veränderte Stimmung; sie waren von dem unerwartet heftigen und geschickten Widerstand der Herzogin aufs Höchste überrascht, u. da sie selbst im Grunde über die eigene Frechheit und die Ungehörlichkeit ihres Versuches entsetzt waren und sich kaum einen Erfolg versprachen, so beschloßen sie, das Spiel noch beizeiten abzubrechen. So trat denn einige Tage nach der Unterredung der Herzog mit äußerst verdrießlicher Miene in das Zimmer seiner Gemahlin und sagte: „Madame mag sich beruhigen, der Marquis hat es abgelehnt, Hofmeister meines Sohnes zu werden. Madame hat also ihren Willen, doch bilden Sie sich nicht ein, daß es um Ihre Willen geschehen.“

Die freudige Ueberraschung, die unsagbare Erleichterung war zu groß, sie überwältigte Liselotte. Es war plötzlich alles so hell, so klar, so sonnig, daß ihr angeborenes frisches und impulsives Temperament wieder einmal über die so schwer erlernte Vorsicht, das wache, überall Hinterhalte witternde Mißtrauen den Sieg davontrug. Lachend, glücklich erwiderte sie: „Ah, Monsieur wollen mir mit dieser letzten Versicherung nur die Mühe des Dankens abnehmen. Aber ich habe eine so große Freude, daß ich nicht nur Monsieur, sondern sogar dem Marquis danken muß.“

Das Herz schwoll ihr vor Glück, sie nahm die mißmutige, gereizte Stimmung des Herzogs nur als Garantie, daß nun wirklich die Entscheidung in ihrem Sinne gefallen; unbeschwert wie seit vielen Wochen nicht mehr, verlebte sie die folgenden Tage. Aber wieder einmal sollte sie erfahren, daß es an diesem Hofe weder Treue noch Glauben gab, daß sie sich zu früh gefreut und jedenfalls diese Freude viel zu offen gezeigt hatte. Wie bitterlich bereute sie in der Folge ihre impulsive Unklugheit. Gerade ihre so offensichtliche Freude, ihr unverborgener Triumph reizte den Herzog aufs Heftigste und stachelte ihn zu neuer Feindseligkeit an. Ihr Triumph dünkte ihm unerträglich, und gewohnt, alle Bedenken einer vernünftigen Ueberlegung über Bord zu werfen, wenn die unbeherrschten Gefühle ihn übermannten, beschloß er nun erst recht den Marquis zum Hofmeister seines Sohnes zu machen. Da er aber nicht den Mut aufbrachte, vor Liselotte hinzutreten und ihr seinen Willen mitzuteilen, so machte er seinen Beichtvater zum Uebermittler seiner Wünsche und Befehle. Dem geschmeidigen Höfling mochte der Auftrag selbst nicht angenehm sein, vielleicht wünschte er selbst den Widerstand Liselottes, jedenfalls richtete er seine Botschaft in einer Weise aus, die eine Ablehnung nicht bedenklich erscheinen ließ. Doch der Jesuit war nur die Vorhut des Feindes. Der unerhört grausame Hauptangriff traf die arme Fürstin noch am selben Tage, als sie nach Paris fuhr, um ihre Freundin, die Gräfin Beauveron, zu besuchen.

Der erste Blick in das Gesicht ihrer ehemaligen Hofdame warnte Liselotte. Sie erblaßte, legte die Hand beruhigend auf das heftig und angstvoll schlagende Herz. „Ah,“ sagte sie schmerzlich, „man bedient sich also schon meiner Freundin, um mich zu dem Schändlichen zu zwingen, das ich niemals zugeben werde.“

Die Gräfin senkte eingeschüchtert und trostlos den hochstirften Kopf. „O wüßten Madame, wie schwer es mir wird, Ihr Herz so peinigen, so bedrücken zu müssen, aber was . . .“

Liselotte unterbrach sie, indem sie sie herzlich umarmte: „Arme Theobon, es hilft uns beiden nichts . . . Also schluden wir die bittere Medizin möglichst rasch . . . Was sollst du mir ausrichten?“

Liselotte hatte sich gesetzt und sah mit aufmerksamen, wachen Augen, wie ein Soldat auf Vorposten, auf die Lippen der Freundin. Doch so sehr sie ihr Herz gewappnet glaubte, dieser höllisch tödliche, unbarmherzige Angriff überstieg ihre Kraft. Sie wurde immer blässer, biß die Zähne in die Unterlippe und krampfte die Hände in die Sessellehne. Die Gräfin hatte in leisem, geschäftsmäßig nüchternem Tone zu berichten begonnen, im Bestreben, durch die Unpersönlichkeit des Klanges die Tragweite der Worte und deren verletzende Härte ein wenig abzuschwächen. Aber das war vergebliches Mühen, wenn sie ihre Botschaft noch so leicht hinsagte, sie blieb zermalmend schwer für das arme Frauenherz. Mit ängstlichen Augen sah die Gräfin auf Liselotte, sah ihre steigende Aufregung, wagte kaum mehr, ihren Bericht zu Ende zu führen. Doch Liselotte winkte, da es ihr unmöglich war, ein Wort hervorzubringen, mit der Hand: weiter, weiter!

Sie setzte sich straffer aufrecht, in ihren großen weichen Rücken wandelte sich das Entsetzen allmählich zur Empörung, die Verzweiflung zu stolzem Trotz, alle Kraft ihrer starken Natur sammelte sich und rüstete sich zur Abwehr des unwürdigen Ansinneus. Ruhig konnte die Beauveron zu Ende sprechen.